

Die Kirche und die Zeichen der Zeit

Erwin Teufel, Ministerpräsident des Landes Baden-Württemberg, hat am 26. Oktober 2003 in St. Johann in Donaueschingen eine Kanzelrede gehalten. Wir dokumentieren diese Rede, der als Schrifttext Lk 12, 54–57 vorangestellt war, in einer leicht überarbeiteten Fassung. *Die Redaktion*

Wenn wir einen Menschen für eine kluge und weitsichtige Entscheidung loben wollen, sagen wir häufig: „Er oder sie hat die Zeichen der Zeit erkannt.“ Und wenn umgekehrt jemand eine bestimmte wichtige Entwicklung verschlafen hat und die Konsequenzen ihn einholen, muß er sich den Vorwurf gefallen lassen, daß er die „Zeichen der Zeit“ nicht richtig erkannt habe. Heute ist beispielsweise unstrittig, daß zu Beginn der Industrialisierung im 19. Jahrhundert nicht nur der Staat, sondern auch die Kirche die Arbeiterfrage als die soziale Frage des 19. Jahrhunderts nicht rechtzeitig erkannt hat. Was sind heute die „Zeichen der Zeit“ in Kirche und Gesellschaft, die wir vielleicht übersehen, obwohl sie sich geradezu aufdrängen?

Kirche in der Vertrauenskrise

Anfang des Jahres 2003 haben das ZDF und die Unternehmensberatung McKinsey gemeinsam mit einigen weiteren Partnern unter dem Titel „Perspektive Deutschland“ eine Online-Umfrage durchgeführt, die unter der Schirmherrschaft des früheren Bundespräsidenten Richard von Weizsäcker stand. Durch die Umfrage, an der sich mehr als 350 000 Menschen beteiligten, sollte ermittelt werden, wie hoch das Vertrauen der Bevölkerung in bestimmte Institutionen ist und in welchem Maß bei diesen Institutionen Verbesserungsbedarf gesehen wird.

Zu den absoluten Schlußlichtern auf der Vertrauensskala der Bundesbürger gehörte bei dieser Studie die katholische Kirche. Fast die Hälfte der Befragten (45 Prozent) erklärten, daß sie überhaupt kein Vertrauen zu ihr hätten. Lediglich elf Prozent sprachen ihr ein hohes Vertrauen aus, und nur zwölf Prozent attestierten ihr eine gute Aufgabenerfüllung. Damit liegt die katholische Kirche bei der Vertrauensfrage auf dem drittletzten Platz der deutschen Großinstitutionen. Nur der gesetzlichen Rentenversicherung und den politischen Parteien bringen die Bürgerinnen und Bürger noch weniger Vertrauen entgegen.

Am anderen Ende der Vertrauensskala steht der Allgemeine Deutsche Automobilclub (ADAC). 68 Prozent der Befragten bescheinigten dem Automobilclub

eine gute Aufgabenerfüllung. Bemerkenswerterweise wurde auch der Caritas – obwohl sie ein Teil der katholischen Kirche ist – eine hohe Vertrauenswürdigkeit bescheinigt.

Während die Befragten den Schulen, der Arbeitsverwaltung, den sozialen Sicherungssystemen und den politischen Parteien einen sehr hohen Reformbedarf attestierten, sah die große Mehrheit bei der katholischen Kirche keinen Verbesserungsbedarf. Viele Menschen interessieren sich nicht mehr für die Kirche.

Natürlich werden die Dienste der Kirchen in unserer Gesellschaft auch heute noch gerne angenommen: Kirche genießt große Wertschätzung als soziale Organisation, die Kindergärten und Krankenhäuser unterhält oder die als Anwältin für Benachteiligte ihre Stimme erhebt. Kirche ist willkommen, wenn sie den feierlichen Rahmen zur Gestaltung wichtiger Lebensstationen wie Geburt, Heirat oder Tod übernimmt. Aber hinter dieser Sekundärreligiosität bleibt festzuhalten, daß die Kirche mit ihrer eigentlichen Botschaft bei den Menschen immer weniger Gehör findet.

Wer Augen zu sehen und Ohren zu hören hat, wer die „Zeichen der Zeit“ zu lesen versteht, der muß eigentlich schon lange erkennen, daß unsere Kirche dabei ist, das Vertrauen vieler Menschen zu verlieren. Gewiß, dieses Abdriften der Kirche ins gesellschaftliche Abseits hat sicherlich auch mit Entwicklungen wie dem wachsenden Individualismus, der Säkularisierung oder auch der fortschreitenden Ökonomisierung unserer Lebenswelt zu tun. Aber mit diesen externen Faktoren allein läßt sich die dramatische Vertrauenskrise unserer Kirche nicht erklären. Ich glaube, die katholische Kirche leidet auch daran, daß sie bestimmte „Zeichen der Zeit“ nicht erkannt hat. Ich will dazu einige Beispiele nennen.

Die Stellung der Frau in der Kirche

Stellen Sie sich eine große und traditionsreiche Institution vor, deren aktive Mitglieder überwiegend Männer sind. Die ehrenamtlichen Dienste in dieser Gruppe werden fast ausschließlich von Männern erbracht: Sie putzen und pflegen die Gebäude, sie betreuen die Kinder, sie kümmern sich um die Senioren und sie sorgen dafür, daß die junge Generation im Geist und nach den Regeln der Institution erzogen wird, damit auch die Kinder später in diese Gemeinschaft hineinwachsen. Fast alles, wofür diese Vereinigung in der Gesellschaft geschätzt wird, beruht letztlich auf der Arbeit von Männern. Und dennoch gibt es da ein ungeschriebenes Gesetz, wonach die obersten Leitungsgremien in dieser Institution ausschließlich Frauen vorbehalten sind. Die Männer haben die Arbeit und die Frauen das Amt.

Was glauben Sie wohl, werden junge, gut ausgebildete und selbstbewußte Männer in einer solchen Institution tun? – Richtig: Die einen werden sich zusammenschließen und gegen diese offenkundige Ungerechtigkeit aufbegehren. Andere werden wissenschaftliche Traktate gegen das Matriarchat verfassen. Sie werden zu Recht fragen, ob es

tatsächlich im Sinn der „Gründerin“ dieser Institution ist, daß Männer trotz gewandelter gesellschaftlicher Verhältnisse auch nach Jahrhunderten nur Menschen zweiter Klasse sind. Und dann wird es da noch eine dritte Gruppe von Männern geben, nämlich diejenigen, die irgendwann dieser Institution den Rücken kehren und resigniert zu Hause bleiben werden. Und diese Gruppe wird vermutlich die größte sein.

Genau das ist die Situation in unserer katholischen Kirche von heute, nur mit umgekehrten Vorzeichen: Bei uns sind es nicht die Männer, sondern die Frauen, die die große Mehrzahl der ehrenamtlichen Helfer und auch der hauptamtlichen Mitarbeiter stellen, die aber in der Kirchenleitung kaum eine Stimme haben. Stellen Sie sich einen katholischen Kindergarten, ein Krankenhaus, einen Pfarrgemeinderat oder Caritasarbeit oder einen Besuchsdienst, Religionsunterricht, eine Erstkommuniongruppe, eine Firmgruppe, Kleinkind-Erziehung, religiöse Sozialisation, Hinführung des Kindes zum Beten ohne Frauen vor. Obwohl in unseren Gottesdiensten am Sonntag die Frauen eine haushohe absolute Mehrheit haben, obwohl das Gesicht unserer Kirche entschieden weiblich geprägt ist, obwohl ohne Frauen in unserer Kirche schon lange nichts mehr liefe, werden Frauen in der katholischen Kirche bis heute mit äußerst fragwürdigen Begründungen von höheren Führungs- und Leitungsaufgaben ausgeschlossen.

Ich habe mich auf dem Deutschen Katholikentag 2000 in Hamburg für den Diakonat der Frau eingesetzt, und ich habe für die Ausbildung von Frauen zum Diakonat die Schirmherrschaft übernommen. Dabei bewegen mich folgende Gründe: Menschenrechte und Menschenwürde kommen allen Menschen zu. Nicht an einer einzigen Stelle ist unterschieden zwischen Frauen- und Männerrechten. Es sind Menschenrechte. Sie sind dem Staat, der Gesellschaft und auch der Kirche vorgegebene Rechte. Der frühere US-Präsident John F. Kennedy hat das so formuliert: „Wir haben die Rechte des Menschen nicht aus der Gunst des Staates, sondern unmittelbar aus der Hand Gottes.“

Es wird höchste Zeit, daß die katholische Kirche die grundlegende Gleichheit aller Menschen verwirklicht, indem sie Frauen nicht nur niedere Dienste, sondern auch Vollmachten überträgt. Göttliches Recht geht vor menschlichem Recht: „Gott schuf die Menschen nach seinem Bild. Als Mann und Frau schuf er sie.“ Er unterscheidet in seinem Anruf und in seinen Verheißungen auch nicht zwischen Mann und Frau. Gott hat Mann und Frau nach seinem Bild geschaffen. Frauen sind Zeugen der Auferstehung Christi. Frauen nahmen am Aufbau der Kirche teil und setzten sich bis zum Martyrium für sie ein. Die Botschaft Jesu wendet sich an Männer und Frauen in gleicher Weise. Seine Verkündigung und Heilssorge richtet sich an beide. Er nimmt beide in seinen Dienst. Bei Paulus heißt es dazu in der Übersetzung von Otto Karrer:

„Es hat nichts mehr zu sagen, ob einer Mann ist oder Frau. ... Da gibt es kein Männliches und Weibliches“ (vgl. Gal 3,28). „Denn wie die Frau aus dem Mann, so ist auch der Mann durch die Frau: das Allsamt ist aus Gott“ (vgl. 1 Kor 11–12).

Im Urchristentum übernahmen Frauen Aufgaben und Funktionen in der Gemeinde: Phöbe ist Diakonin der Gemeinde von Kenchreä, Junia gilt als herausragend unter den Aposteln (vgl. Röm 16), Priska ist missionarisch tätig, Frauen treten als Prophetinnen auf, Maria hat einen Vorrang vor den Aposteln.

Papst Johannes XXIII. zählte in seiner Enzyklika „Pacem in terris“ die Wandlung der Stellung der Frau zu den Zeichen der Zeit. Während des Zweiten Vatikanums gab es einen Vorschlag des französischen Theologen Jean Daniélou SJ (1905–1974), geweihte Diakoninnen nach dem Vorbild der Urkirche wieder einzuführen. Dieser Vorschlag fand aber keine Mehrheit. Daniélou ist kein Außenseiter. Er wurde von Papst Paul VI. 1969 zum Kardinal ernannt.

Die Würzburger Synode (1971–1975) hat sich in ihren Voten für den Diakonat der Frau ausgesprochen. Dazu hieß es wörtlich:

„Die Synode bittet den Papst, die Frage des Diakonats der Frau entsprechend den heutigen theologischen Erkenntnissen zu prüfen und angesichts der gegenwärtigen pastoralen Situation womöglich Frauen zur Diakonatsweihe zuzulassen.“

Bisher blieb dieses Votum aber ohne Erfolg und ohne Antwort aus Rom. Wir brauchen die Frauen. Frauen sind heute in der Lehre, in der Verkündigung tätig; sie haben die „Missio canonica“, die kirchlich Lehrerlaubnis, und sind Theologieprofessorinnen, Gemeindereferentinnen. Die Kirche kann sich eine Zurückweisung der Talente und Begabungen, der qualifizierten Ausbildung und des Charismas der Frauen gar nicht erlauben. Die sakramentale Ordination bringt zum Ausdruck, daß nur in der Kraft des Geistes eine solche Aufgabe übernommen werden kann, die sonst jeden Menschen überfordern würde.

Die theologischen Argumente liegen auf dem Tisch. Die kirchliche Tradition steht dem *nicht* entgegen. Eine Entscheidung ist möglich und nötig. Diakoninnen wären eine Bereicherung für die Kirche. Die Zeit drängt. Man kann nicht ohne Schaden für die Kirche länger warten. Der Diakonat für Frauen ist nicht ein Spezialanliegen der Frauen oder einer feministischen Theologie, sondern auch ein Anliegen für Männer und damit der Gesamtkirche. Die Kirche braucht für die Seelsorge, für ihre Sendung, für die Verkündigung des Wortes, für die Diakonie und für den Gottesdienst Frauen und Diakoninnen. Gott braucht Menschen. Er hat keine Hände, nur unsere Hände. Die Hände der Männer reichen nicht aus.

Subsidiaritätsprinzip

Mit dem Subsidiaritätsprinzip, wie es Papst Pius XI. in der Enzyklika „Quadragesimo anno“ (1931) entfaltet hat, bietet die katholische Soziallehre ein wichtiges Gestaltungsprinzip für Staat und Gesellschaft. Das Subsidiaritätsprinzip geht davon aus, daß der Staat nicht für alle Aufgaben und Probleme zuständig ist, sondern

daß zunächst immer die Selbstverantwortung des einzelnen Menschen gefordert ist. Erst wenn die Kräfte und Möglichkeiten des einzelnen oder der kleinen Gemeinschaften überfordert sind, hat die nächsthöhere Ebene der Gemeinschaft das Recht – und die Pflicht –, ihn bei der Lösung dieser Aufgabe zu unterstützen. Auf diese Weise verknüpft der Subsidiaritätsgedanke das Prinzip der Eigenverantwortung mit dem Prinzip der Solidarität.

Dem Subsidiaritätsprinzip liegt der Gedanke zugrunde, daß Aufgaben am besten dort gelöst werden sollen, wo sie sich stellen, weil die Betroffenen vor Ort in der Regel auch über die besten Kenntnisse des Problems verfügen und weil man sie bei der Suche nach einer Lösung nicht entmündigen sollte. Anders als der Sozialismus denkt die katholische Soziallehre den Menschen nicht von der Gesellschaft, sondern vom Individuum her. Und anders als der radikale Liberalismus läßt sie den einzelnen mit seiner Eigenverantwortung nicht allein.

Damit verkörpert das Subsidiaritätsprinzip einen dritten Weg zwischen Kollektivismus und Individualismus, der auf einem sensiblen Gleichgewicht zwischen persönlicher Freiheit und sozialer Verantwortung beruht. Dieser dritte Weg wird der Individualität und Personalität des Menschen ebenso gerecht wie seiner Sozialnatur. Denn der Mensch – das haben die Begründer der katholischen Soziallehre richtig erkannt – ist immer beides zugleich: Individuum und Teil einer Gemeinschaft, Einzelpersonlichkeit und Sozialwesen, auf das Du und auf die Mitmenschen bezogen.

Wenn man sich die Karriere des Prinzips der Subsidiarität in Politik und Gesellschaft anschaut, kann man also mit Fug und Recht behaupten, daß dieser Gedanke einer der erfolgreichsten „Exportartikel“ der katholischen Kirche ist.

Aber wie sieht es innerhalb der Kirche mit der „Vorfahrt für kleine Einheiten“ aus? Wie ist es um die Eigenverantwortung der Gemeinden, der Diözesen oder der nationalen Bischofskonferenzen gegenüber der nächsthöheren Ebene bestellt? Wie groß ist die Bereitschaft der Zentrale, auf die besonderen kulturellen, politischen oder sozialen Gegebenheiten eines Landes oder einer Region einzugehen?

Ich habe den Eindruck, daß die katholische Kirche sich auch heute noch weit mehr am Zentralismus orientiert als am Subsidiaritätsgedanken – und das, obwohl sie dieses Prinzip in Staat und Gesellschaft immer wieder und mit Recht anmahnt.

Ein trauriges Beispiel für die fehlende Geltung des Subsidiaritätsprinzips in der Kirche ist für mich der Rückzug der katholischen Bischöfe aus der Schwangerenkonfliktberatung. Ich trete leidenschaftlich für den Schutz des Lebens ein: des ungeborenen Lebens, des behinderten Lebens, des Lebens vor dem Tod. Aber bei diesem Streit ging es um die Frage, welches der beste Weg ist, um das Leben ungeborener Kinder zu schützen: Soll die Kirche sich weiter an der Beratung beteiligen, um zu helfen, daß schwangere Frauen in Not eine Perspektive für ein Leben mit dem Kind finden? Oder soll sie sich aus der Beratung zurückziehen, um so – wie die Befürworter des Ausstiegs argumentieren – die Klarheit und Eindeutigkeit ihres Zeugnisses zu bewahren?

Man kann bei dieser schwierigen Frage in der Tat zu unterschiedlichen Meinungen gelangen. Trotzdem stellt sich für mich die Frage, warum Rom hier nicht bereit war, den Weg der Beratung weiter zuzulassen, den die ganz große Mehrheit der deutschen Bischöfe seit Jahren gegangen ist. Ist das ethische Urteil dieser Bischöfe weniger wert als das ethische Urteil der Kirchenleitung in Rom? Dabei ging es ja nicht um eine Glaubensfrage, sondern einzig und allein darum, auf welchem Weg und mit welchen Mitteln wir das gemeinsame Ziel, nämlich die Verhinderung von Abtreibungen und den Schutz des ungeborenen Lebens, am besten erreichen können.

Ein anderes Beispiel ist der kürzlich durch eine Indiskretion verbreitete Entwurf eines römischen Liturgiepapieres. Ich will hier gar nicht auf einzelne Überlegungen dieses eilig für belanglos erklärten Entwurfs eingehen. Mir stellt sich in diesem Zusammenhang nur die Frage, ob es überhaupt möglich und sinnvoll ist, für die ganze Weltkirche eine verbindliche und einheitliche Gottesdienstform per Dekret festzuschreiben. Was verstehen europäische Kurienkardinäle von der Bedeutung des Tanzes in den jungen Kirchen Afrikas? Aus welchem Grund sollten Indios in den Anden, deren Lebenswelt sich fundamental von der unseren unterscheidet, ihre Gottesdienste in der gleichen Weise feiern wie eine Großstadtgemeinde in Deutschland? Jede Kultur hat doch ihre eigenen Formen von Spiritualität, die wir schätzen und zulassen sollten, solange sie nicht im Widerspruch zu den Grundsätzen unseres Glaubens stehen.

Die Verteidiger des Zentralismus werden nicht müde zu betonen, daß es ihnen ja nur darum gehe, das Prinzip „Weltkirche“ aufrecht zu erhalten. Mit dieser Formulierung kann man alles und nichts begründen. Die Kirche wird doch nicht dadurch zur Weltkirche, wenn sie auf der ganzen Welt nach dem gleichen „Masterplan“ aufgebaut wird. Die Kirche ist dadurch Weltkirche, daß sie ihre Botschaft von Jesus dem Christus in die ganze Welt hineinträgt und in den Sprachen aller Menschen und in den Kulturen aller Völker verkündet.

Ich wünsche mir eine Kirche, in der die zuständigen Bischöfe in Verbundenheit mit dem Papst, aber auch die Gemeinden vor Ort in Verbundenheit mit ihrem Bischof – im Rahmen der geltenden Glaubensgrundsätze – selbst entscheiden können, welchen Weg sie gehen möchten. Ich wünsche mir eine Kirche, die das Subsidiaritätsprinzip nicht nur nach außen verkündet, sondern auch selbst danach lebt.

Fixierung auf das Amt und fehlende Partizipationsmöglichkeiten

Zu den „Zeichen der Zeit“, die die Kirche nach meiner Ansicht zu wenig erkannt hat, gehört auch die Frage der Mitverantwortung der Laien, besser: der Christinnen und Christen. Gewiß: Wir haben seit dem Konzil in unserer Kirche eine breite Vielfalt von Laienräten und Mitbestimmungsgremien. Aber was nützen uns diese Räte, wenn das letzte Wort im Zweifelsfall den geweihten Amtsträgern vorbehalten

bleibt? Ich weiß natürlich, daß es hier zwischen den einzelnen Bistümern deutliche Unterschiede gibt. So verfügt beispielsweise der Diözesanrat des Bistums Rottenburg-Stuttgart über sehr weitreichende Kompetenzen bis hin zur Verabschiedung des Bistumshaushalts. Aber das ist doch eher die Ausnahme.

Was nützen Räte, Wahlen und demokratische Strukturen, wenn die Bischöfe sich das Recht vorbehalten, unliebsame Personen trotz demokratischer Wahl aus ihren Ämtern zu entlassen? Was nützen Räte und demokratische Strukturen, wenn von römischer Seite die Mitarbeit bei „Donum Vitae“ für unvereinbar mit der Wahrnehmung eines kirchlichen Ehrenamtes erklärt wird?

Manchmal habe ich den Eindruck, daß die Kirche in den 60er Jahren zwar einige mutige Schritte zu mehr Demokratie unternommen hat, daß sie dann aber doch auf halbem Weg stehen geblieben ist. Und dieser Zustand wirkt *nicht* sehr anziehend auf moderne Menschen, die in ihrem Leben als Staatsbürgerinnen und Staatsbürger den Umgang mit demokratischen Strukturen gewohnt sind.

Die Mitverantwortung von Laien ist aber nicht nur eine Frage der Demokratie, sondern auch eine Frage der Vernunft: Warum nutzt die Kirche nicht viel stärker die Kompetenzen, das Wissen und Können ihrer Mitglieder? Es gibt den berühmten Spruch: „Wenn Siemens wüßte, was Siemens weiß ...“ Auf die Kirche übertragen: Wenn die Kirche wüßte, was die Kirche durch ihre vielen, vielen Mitglieder weiß ... Mir kann bis heute niemand erklären, warum ein Mann, der Theologie studiert und die Priesterweihe empfangen hat, dadurch automatisch auch zum Experten für Haushalts- und Baufragen geworden sein soll. Warum vertraut man bei der Wahrnehmung von Verwaltungsaufgaben nicht stärker auf den Rat von Laien, die auf Grund ihrer beruflichen Ausbildung etwas von der Sache verstehen? Ich weiß, daß es rühmliche Ausnahmen gibt. Dennoch bin ich der Meinung, daß man pastorale Aufgaben und Verwaltungstätigkeiten in unserer Kirche deutlicher trennen sollte und daß die Kirche viel stärker auf die Talente und Fähigkeiten der Laien und Ehrenamtlichen auf den unterschiedlichsten Gebieten zurückgreifen müßte.

Die Kirche betrachtet den Pfarrer als pastoralen Zehnkämpfer, der in allen Einzeldisziplinen Spitzenleistungen erbringen muß. Nun hat ein Pfarrer besondere Charismen, denn er hat uns Laien das Sakrament der Priesterweihe voraus. Aber Spitzenleistungen in allen Einzeldisziplinen – dieser Maßstab überfordert jeden Menschen, auch den Pfarrer.

Über einer dänischen Rathaustür habe ich den Satz gelesen: „Zwei wissen mehr als einer, und zehn wissen mehr als zwei.“ Der Satz gilt nicht nur für Bürgermeister und Gemeinderäte und Ministerpräsidenten und Abgeordnete, sondern auch für Pfarrer und Bischöfe, ja selbst für die Kirchenleitung in Rom. Die Vorstellung, daß der Pfarrer alles können muß, ist ein verhängnisvoller Irrglaube, der zu einer Geringschätzung der Laien, aber auch zu einer Überlastung der Priester geführt hat. Ich bin überzeugt davon, daß die bessere Einbindung der Kompetenzen von Laien zu einer deutlichen Entlastung unserer Seelsorger führen würde, die sich dann wie-

der verstärkt auf ihre eigentliche Aufgabe – auf den Dienst am Menschen und am Wort Gottes – konzentrieren könnten.

Allerdings zeichnen sich in der Kirche in den letzten Jahren Tendenzen ab, die eher in die entgegengesetzte Richtung weisen. Ich denke dabei insbesondere an die sogenannte „Laieninstruktion“, die viele engagierte Christinnen und Christen enttäuscht und vor den Kopf gestoßen hat.

Ökumene

Ein weiteres Zeitzeichen heute betrifft die Ökumene. Ich will die Unterschiede, die es zwischen den Konfessionen gibt, gar nicht wegdiskutieren. Aber angesichts der Herausforderungen, vor denen unsere Gesellschaft heute steht, müssen wir sehr aufpassen, daß das Beharren auf konfessionellen Standpunkten, die für viele Menschen kaum noch nachvollziehbar sind, nicht zu einem Glaubwürdigkeitsverlust führt. Kardinal Walter Kasper, der Präsident des Päpstlichen Rates zur Förderung der Einheit der Christen, hat es einmal so formuliert:

„Die Menschen von heute fragen nicht mehr: ‚Wie finde ich einen gnädigen Gott?‘, sondern: ‚Wie komme ich mit meinem Leben zurecht?‘“

Kardinal Kasper betont, daß es für die Beantwortung dieser Frage weder katholische noch evangelische Rezepte gebe. Vielmehr seien angesichts der Sinnfragen der Moderne alle christlichen Kirchen gleichermaßen gefordert:

„Die Menschen sind mit Recht ungeduldig. Sie warten auf lebensnahe Antworten aus dem Evangelium, weil sie spüren, daß die säkularen Antworten ins Leere führen.“

Für mich bleibt die bange Frage, was wohl passiert, wenn wir die Geduld der Menschen überstrapazieren, wenn wir ihnen keine lebensnahen Antworten geben, sondern uns im Klein-Klein konfessioneller Detailfragen verzetteln. Ich glaube nicht, daß das zu einem Vertrauensgewinn für die Kirchen in der Öffentlichkeit beitragen wird.

Die Frage nach Gott als Zentralfrage unserer Zeit

Alexander Solschenizyn sagte nach seiner Ausbürgerung aus der Sowjetunion in einer großen Rede:

„Noch als Kind hörte ich, wie ältere Leute die ungeheuren Erschütterungen, von denen Rußland heimgesucht wurde, so erklärten: Die Menschen haben Gott vergessen, daher kommt dies alles. Und heute, nachdem ich fast 50 Jahre über die Russische Oktoberrevolution gearbeitet habe, die 60 Millionen Menschen verschlungen hat, kann ich nichts Genaueres sagen als: Die Menschen haben Gott vergessen, daher kommt dies alles.“

Im Osten wurde versucht, eine Welt ohne Gott aufzubauen. Im Westen ist eine Welt der Funktionalität, des Konsums und der technischen Perfektion entstanden, in der für viele die Frage nach Gott überflüssig geworden ist. Im Osten herrschte die totale Unterdrückung, im Westen herrscht die totale Unterhaltung.

Auf vielen Wegen, in vielen Situationen, in vielen Spuren, in vielen Menschen, in vielen der geringsten Brüder wäre *der* zu entdecken, der den beiden Jüngern auf dem Weg nach Emmaus begegnete: „Doch sie waren mit Blindheit geschlagen, so daß sie ihn nicht erkannten.“

Ist das nicht unsere Situation? Wir sind auf dem Weg nach Emmaus, und wir erkennen ihn nicht. Gilt nicht auch uns die Frage dieser Emmausgeschichte: „Begreift ihr denn nicht?“ Wir verlieren uns im Tausenderlei. Wir verlieren uns in der Theologie im Filigran, in der Kirche im Streit über Randfragen, derweil wir in diese Zeit und an diese Welt die zentrale Botschaft des Christentums richten müßten: Die Botschaft vom lebendigen Gott, „dem unergründlichen Geheimnis unseres Daseins“ (Karl Rahner), der „alles bestimmenden Wirklichkeit“ (Heinrich Fries), die Botschaft von Gott, der unser Anfang und unser Ziel ist, unser tragender Grund und die Quelle allen Lebens. Die Botschaft von Gott, „dem Heil der Welt und des Menschen“ (Walter Kasper).

Das ist meine Bitte an alle, die Verantwortung tragen in der Kirche: Konzentrieren wir die christliche Botschaft ganz auf ihren Kern; darauf, Gott aus der fernen Erinnerung der Menschen in ihre Gegenwart zurückzuholen. Die vagabundierende Religiosität, die Sehnsüchte vieler Menschen, die Suche nach Sinn finden dann ihr Ziel. Dies ist der wichtigste Dienst, den die Kirchen heute den Menschen gemeinsam leisten müssen.

Ich bin sicher, daß wir es uns als Kirche auf Dauer nicht leisten können, diese Entwicklungen zu übersehen. Ich glaube, daß es zum eigentlichen Auftrag der Kirche gehört, die Zeichen der Zeit wahrzunehmen. Die Zeichen der Zeit sind Signallichter auf dem Weg der Kirche zu und mit den Menschen. „Der Weg der Kirche ist der Mensch“, sagt Papst Johannes Paul II. In diesem Sinn verstehe ich auch den bekannten Satz, den Adolph Kolping seinem Gesellenverein mit auf den Weg gab: „Die Nöte der Zeit werden Euch zeigen, was Ihr zu tun habt!“

Die Kirche darf ihre Augen und ihr Herz vor den Nöten der Gegenwart nicht verschließen. Sie darf sich nicht aus der gesellschaftlichen Verantwortung zurückziehen, sondern muß nach Antworten auf die Fragen suchen, die die Menschen heute bewegen.

Auch wenn ich zuvor einiges an Kritik an der Kirche angemerkt habe: Der christliche Glaube ist für mich immer noch einer der verlässlichsten Wegweiser in Situationen der Unübersichtlichkeit. Hier liegt für mich eine der größten Aufgaben, die die Kirche in unserer modernen Gesellschaft hat.

Orientierung in der Multioptionsgesellschaft

Die Menschen haben heute viele Wahlmöglichkeiten in allen Bereichen ihres Daseins, und sie suchen nach Orientierung. Das gilt für die Wahl eines Fernsehprogramms oder eines Kleidungsstücks genauso wie bei der Entscheidung für einen bestimmten Ausbildungsgang. War die Gesellschaft früherer Tage von einem Mangel an Wahlmöglichkeiten gekennzeichnet, so werden wir heute mit einer unübersehbaren Vielfalt konfrontiert. Und je größer diese Auswahl wird, desto wichtiger wird für uns die Fähigkeit, die einzelnen Angebote zu bewerten und dann die richtige Entscheidung zu treffen.

Diesem permanenten Entscheidungszwang auf allen Ebenen können wir uns letztlich nicht entziehen. Dazu aber brauchen wir Orientierungsvermögen. Wir brauchen das, was die Bibel die Fähigkeit zur „Unterscheidung der Geister“ nennt. Wir brauchen das Bewußtsein, daß wir uns am Ende nur für *ein* Angebot entscheiden können und daß die Entscheidung für *einen* Weg zugleich immer auch alle anderen Wege ausschließt.

Die Einsicht in die Notwendigkeit dieser „Askese der Wahl“ (Franz-Xaver Kaufmann) ist in unserer Gesellschaft leider nicht besonders stark ausgeprägt. Auch hier, glaube ich, kann die Kirche durch die Vermittlung von Orientierungsfähigkeit und Wertebewußtsein einen wichtigen Dienst an der Gesellschaft leisten.

Gegen den Rückzug der Kirche aus der gesellschaftlichen Verantwortung

Die Forderung an die Kirche zum Erkennen der „Zeichen der Zeit“ richte ich nicht nur an andere, sondern auch an mich als Glied dieser Kirche. Wenn mir unsere Kirche gleichgültig wäre, dann stünde ich heute nicht auf dieser Kanzel. Ich habe in dieser Ansprache einige „Zeichen der Zeit“ aufgezählt, von denen ich glaube, daß sie in der Kirche immer noch viel zu wenig Beachtung finden, nämlich die Gleichberechtigung der Frau, das Subsidiaritätsprinzip, die Frage der Mitwirkungsrechte aller Glieder des Volkes Gottes, die Ökumene, die Verkündigung Gottes als Heil der Menschen und als Ziel der Welt.

Bei meiner Kritik geht es mir nicht darum, daß wir das Evangelium oder das Credo umschreiben müßten. Aber ich bin sehr wohl der Meinung, daß wir uns als Christen immer wieder neu fragen müssen: Was hat das Evangelium, was hat mein Glaube in meiner konkreten Lebenssituation zu bedeuten? Und diese Frage müssen sich nicht nur wir Christinnen und Christen an der Basis stellen, sondern erst recht diejenigen, die Leitungsverantwortung in unserer Kirche tragen.

Ich habe versucht darzulegen, daß unser Gemeinwesen – trotz aller Modernität und Säkularität – auf den Dienst der Kirche und auf das Zeugnis von Christinnen und Christen angewiesen ist. Gerade unsere moderne Gesellschaft braucht Orien-

tierungs- und Wertmaßstäbe, die sie sich selbst nicht geben kann. Gerade unsere moderne Gesellschaft braucht die kritische Zeitgenossenschaft von Christinnen und Christen.

Deshalb möchte ich zum Schluß noch auf ein „Zeichen der Zeit“ in unserer Kirche zu sprechen kommen, das ich mit großer Sorge beobachte: die Tendenz zum Rückzug aus der gesellschaftlichen Verantwortung, zur Selbstbeschränkung auf die eigenen Getreuen, zur Abkehr von einer vermeintlich „schlechten Welt“, der Rückzug in die Innerlichkeit. Nach der Aufbruchstimmung der ersten Jahre nach dem Konzil erleben wir heute eine Kirche des Rückzugs. Ich bin der festen Überzeugung, daß die Kirche der Versuchung zum Rückzug aus unserer Gesellschaft nicht nachgeben darf.

Im Alten Testament erfahren wir, daß auch die Dürrezeit des Exils ihren Sinn hat: Es ist eine Zeit der Prüfung und der Besinnung, eine Zeit der prophetischen Erneuerung. Es ist aber auch eine Zeit der Rechenschaft über das Verhältnis zur eigenen, womöglich als fremd und feindlich empfundenen Umwelt. Nachdem das Volk Israel von Nebukadnezar in die Babylonische Gefangenschaft verschleppt worden war und sich dort in wütenden Verwünschungen gegen die Fremdherrschaft erging, sandte Gott durch den Propheten Jeremia eine merkwürdige Botschaft an sein Volk:

„Suchet der Stadt Bestes, dahin ich euch habe wegführen lassen, und betet für sie zu mir, denn wenn's ihr wohlgeht, so geht's auch *euch* wohl“ (Jer 29,7).

Ist das nicht ein merkwürdiger Satz? Wenn wir uns für das Beste der Stadt und des Landes und des Volkes und der Zeit, in die wir hineingestellt sind, einsetzen und für sie zum Herrn beten, dann geht es auch der Kirche und den Christen wohl. Oder mit den Worten Dietrich Bonhoeffers: „Gemeinde ist nur dann Gemeinde Christi, wenn sie Gemeinde für andere ist.“